



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

Plaudereien aus Brüssel.

Juni.

Die Deutschen in Brüssel und Paris. — Zeitungen und Zeitschriften. — Die deutschen Naturforscher und die belgischen Universitäten. — Dr. von Ammon, Dr. Baumgarten und die medicinische Gesellschaft in Gent. — Die Bibliothek des Königs. — Meeschouwers Uebersetzung des Faust.

Verhältnismäßig ist die Zahl der Deutschen in Brüssel größer, als die in Paris; jedenfalls gehören sie einer bessern Klasse an. Von den 80,000 Deutschen, welche Paris bewohnen, gehören sieben Achtel den arbeitenden Klassen an, Handwerker, Diensthoten u. s. w. Von den 10,000 Deutschen, die man in Brüssel annimmt, zählt man zwei Drittel zu den wohlhabenden und gebildeten Ständen. Nimmt man nun noch die direktere und schnellere Verbindung Brüssels mit den großen deutschen Rheinstädten in Betrachtung, so sollte man mit Recht voraussetzen können, daß man hier in einem weit genaueren Verkehr mit allen geistigen, politischen und socialen Erscheinungen Deutschlands stehe. Dies aber ist keineswegs der Fall. Der Deutsche, der nach Paris kommt, lebt, wenn er will, ein fortgesetztes deutsches Leben. Der Deutsche, der in Brüssel sich niederläßt, scheidet sich plötzlich von vielfachen Banden der Heimath abgeschnitten. Wir wollen ein Beispiel herausheben: das Zeitungslesen. Es befinden sich in Paris an zehn Anstalten, wo man alle in Deutschland erscheinenden Blätter von Bedeutung, belletristische wie politische, tagtäglich mit der Post erhält. Bei Gagliani, in dem cabinet de lecture Montpensier, bei Brockhaus und Wenarius u. s. w. In Brüssel hingegen ist man in Bezug der Politik zumeist auf die königliche Zeitung angewiesen. In zwei, dreien Privatgesellschaften findet man auch die Augsburger allgemeine Zeitung. Von den übrigen großen und wichtigen Blättern, die namentlich ihrer

verschiedenartigen Färbung wegen ganz nöthig sind, um den Gang des politischen Lebens in Deutschland zu kennen, als die Leipziger allgemeine Zeitung, die für Preußen höchst bedeutende Rheinische Zeitung, die Königsberger Zeitung, die Hamburger Blätter; davon ist in Brüssel nichts zu sehen. Mit den literarischen Blättern geht es nicht besser. Die brüsseler Deutschen sind noch nicht so weit gekommen, ein Casino zu errichten, in welchem man wenigstens so viele deutsche Zeitschriften beisammen findet, als in dem Winkel irgend eines Pariser Lesekabinetts. So viel wir wissen, bestehen hier zwei Birkel für belletristische Zeitschriften, in welchen man die neuesten Correspondenzen vom 1. Januar ganz frisch im Mai zu lesen bekommt. Auch ist die Wahl mit so vieler Umsicht getroffen, daß zum Beispiel die wichtigen Literaturblätter von Alexander Jung, die deutsche Monatschrift von Viebermann, die zur Kenntniß des wiener und überhaupt des österreichischen Lebens nöthige Zeitschrift von Bäuerle u. s. w. nicht zu erblicken sind; während z. B. die alte zahnlöse Abendzeitung und ähnliche abgeschmackte und tendenzlose Blätter nicht fehlen. —

Wie wir hören, werden mehre belgische Gelehrte, zu der Versammlung deutscher Naturforscher, welche diesen Herbst in Mainz statt finden wird, sich begeben; man citirt unter diesen den bekannten Verfasser des Werkes sur l'homme (welches in zwei deutschen Uebersetzungen erschienen ist) Herr Quettelet, Direktor der Brüsseler Sternwarte, Dr. Gluge, Professor der Medizin an der Brüsseler Universität; die Herren Burggrave und Guislain aus Gent ic. Diese Herren sollten es übernehmen, das unbegreifliche Betragen zu entschuldigen, welches einige belgische Universitäten sich im vorigen Jahre gegen den deutschen Naturforscherverein zu Schulden kommen ließen. Die Geschäftsführer der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte hätten es nämlich voriges Jahr für Pflicht gehalten, die „verehrlichen medizinischen und philosophischen Fakultäten der belgischen Universitäten zu Löwen, Gent und Brüttich“ in gedruckten Briefen mit der Bezeichnung auf den Adressen: „Die Geschäftsführer der 19. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte“, einzuladen; freilich, wie stets bei diesen Einladungen üblich war, ohne die Briefe zu frankiren. Nach mehreren Monaten kamen diese mit der Postbemerkung: „Refusé, retour au timbre!“ zurück. Man hatte sie also gegen das Porto auszulösen verweigert. Frankreichs, Dänemarks, Schwedens, Norwegens, Rußlands, Griechenlands, und, wie sich von selbst versteht, alle deutschen Universitäten hatten nicht nur gerne das unbedeutende Porto einfacher Briefe bezahlt, sondern auch freundlich geantwortet. — Jeder hat die Nachricht von diesem Verfahren die Hande durch alle deutschen Blätter gemacht, und hat eben nicht dazu beigetragen, ein günstiges Licht auf die erwähnten drei Universitäten zu werfen. Im Interesse der guten Sache wünschten wir, daß wir über die Ursache, welche jenes „Refusé“ ver-

anlaßte, die nöthigen Aufschlüsse erhielten; die Grenzboten würden es sich zur Pflicht machen, das deutsche Publikum darüber aufzuklären. Man vergesse nicht, daß die deutsche Wissenschaft und die deutschen Gelehrten immer ein freundliches und aufmerksames Auge auf die belgischen Universitäten richten. Wir haben dafür in neuester Zeit wieder ein schönes Beispiel erhalten. Die beiden Dresdener Aerzte, Dr. von Ammon und Dr. Baumgarten haben ihre, von der medicinischen Gesellschaft zu Gent gekrönte Preisschrift, über die »plastische Chirurgie« *), dieser Gesellschaft gewidmet. Die Zueignungsschrift lautet folgenbermaßen: »Wenn wir der medicinischen Gesellschaft zu Gent die von ihr gekrönte vorliegende Preisschrift hierdurch zueignen, so geschieht dieses, um den vielfachen, wahrhaft wissenschaftlichen Leistungen derselben den schuldigen Tribut inniger Verehrung zu zollen. Zu ihm gesellt sich ferner das Gefühl des Dankes, da sie bei jenem bekannten Antrage auf Wiedereinführung des deutschen Sprachunterrichts an dem Athenäum zu Gent, der Stadt, die stets der Hauptstüz flamändischer Sitte und Sprache war, der vorliegenden Arbeit mit einer Auszeichnung gedacht hat, die sie wohl kaum verdienen dürfte. Möge die verehrte Gesellschaft fortfahren, der deutschen Wissenschaft und Kunst die ihr gebührende Aufmerksamkeit zu widmen; möge sie es als einen schönen Beruf betrachten, in dieser Hinsicht zwischen Deutschland und Frankreich vermittelnd einzugreifen! Vielleicht wird dann die von ihr versprochene französische, wie wir wünschen in jeder Beziehung unverfälschte, Bearbeitung dieser Schrift, im Stande sein, dem Auslande die großen Verdienste darzustellen, welche deutsche Wundärzte um die Fortschritte der plastischen Chirurgie sich erworben haben, denen wir dann dort dieselbe Anerkennung wünschen, welche den Arbeiten der Belgischen medicinischen Vereine in Deutschland geworden ist.«

Die Bibliothek des Königs ist von einem Brande bedroht gewesen, der leicht dieser kostbaren Sammlung hätte gefährlich werden können. Glücklicherweise ist derselbe im Keime erstickt worden. Die Wände, längs welcher die deutschen Werke aufgestellt sind, waren zuerst bedroht. Das Feuer brach dicht vor der Thüre des Bibliotheksadjunkten Frn. Scheler (Sohn) aus, und die Gegner der deutschen Rauchluft wollten die Ursache in einer ausgeschütteten Pfeife oder in einer weggeworfenen Cigare finden. Die größte Sorgfalt und der fast leidenschaftliche Eifer, mit welchen dieser junge Beamte für die Erhaltung des ihm anvertrauten Bücherchazes sorgt, lassen jedoch an einer ähnlichen Unvorsichtigkeit sehr zweifeln. Fr. Scheler wird jedoch Mühe haben, trotz seiner wiederholten Beteuerungen, den ganzen Tag mit keinem Feuer in Berührung gekommen zu sein, diese Muthmaßung von sich abzuwälzen; das Fei-

*) Beckin bei Reimer. 1842.

entstand durch eine alte Riste, welche plötzlich in Flammen gerieth, eine halbe Stunde nach dem Herr Dr. Scheler das Schloß verlassen hatte.

Die mehrmals angekündigte Uebersetzung des Götheschen Faust, von Bleeshouwer ist endlich erschienen. Sie ist mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gearbeitet, und setzt ein genaues und tiefes Studium des Dichters voraus. Vergleicht man diese Uebersetzung mit der französischen, so findet man sogleich, daß die Flamänder, nicht nur durch ihre Sprache, sondern auch geistig in näherer Verwandtschaft mit uns stehen, als mit dem französischen Nachbar. Hr. Bleeshouwer hat übrigens seine Studien an deutschen Universitäten und namentlich in Heidelberg gemacht. Wir glauben diese Uebersetzung dem deutschen Publikum besonders empfehlen zu müssen. Erstens kömmt es der Würde der deutschen Nation zu, solche Versuche bei ihren Nachbarn und Sprachverwandten, die so lange Zeit ihrer Geschichte und Reichsverfassung angehörten, zu unterstützen und aufzumuntern. Zweitens liegt der innige Zusammenhang zwischen dem Hochdeutschen und dem Niederdeutschen in diesem Buche so klar vor Augen, daß jeder Gebildete einen Reiz darin finden muß, die Annäherungen und Abweichungen zu verfolgen. Und welches Werk erleichtert dies mehr als der Faust, da man die Stellen, wo die Uebersetzung nicht verständlich ist, aus dem Gedächtnisse ergänzen kann. Hier eine kleine Probe:

F a u s t.

Ahl 't heb nu de filosofhie,
 De rechtskunde en de medecyne,
 Gelaest oof de theologie
 Diep bestudeerd, met heete zorg en ppne.
 It arme gekl nu sta ik baer,
 Niet wyzt als voor menig jaer;
 It heet Magister, it heet Doktor, ja!
 En sleepe nu tien jaer byna,
 En op en af, en regt en from
 Myne studenten met de neuzen om —
 En gie, dat my niets kunnen weten!
 Dit heest my schier het hert gereten.
 't is waer, 't ben schranderen als al die apen,
 Doctors, magisters, schryvers, papen;
 Geen schroom noch twyfel kan my plagen,
 Geen hel noch duivel kan my schrik insagen —
 Daerom is my oof alle vreugd ontreten,
 'k brenn my niet in; iets regts te weten.

fen. Das aber läßt sich auch sehr ohne große Prophetengabe vorhersehen, daß das neue Gesetz das oben erwähnte Uebel wohl vermindern, jedoch keineswegs ganz aufheben wird. Denn da es ohne Zweifel die Censur beibehält, so kann es uns, in welcher Form diese auch erscheine, vor der Willkür nicht bewahren. Das vermag nur die Pressfreiheit. Es ist merkwürdig, wie wenig Freunde auch unter denjenigen Leuten, die jede andere Art von Freiheit wünschen, die Pressfreiheit noch hat, sie, die im Grunde nichts weiter ist, als die Denkfreiheit. Denn die Erlaubniß, in der Einsamkeit einem Gedanken nachhängen zu dürfen, eine Erlaubniß, die der Mensch zu allen Zeiten gehabt hat, die weder Liberius noch Philipp II. den Leuten versagen konnte, diese wird man hoffentlich nicht Denkfreiheit nennen wollen. Um eine solche hätte der Marquis Posa nicht zu bitten brauchen, da er der Spanier sie hatte. Zur Denkfreiheit gehört die Freiheit, den Gedanken mitzutheilen, auf welche Weise es sei, also auch durch die Presse; denn das Wesen des Gedankens ist die Allgemeinheit. Daß diese Freiheit, wie jede andere, gemißbraucht werden kann, ist klar; aber daraus folgt nicht, daß deshalb die Freiheit selbst vernichtet werden müßte. Ueberdies ist der Mißbrauch der Pressfreiheit leichter zu ermitteln und zu bestrafen, das durch denselben angerichtete Uebel leichter wieder gut zu machen, der einmal bestrafte Sünder leichter zu überwachen, der Verstoßte leichter ganz unschädlich zu machen, als in Bezug auf irgend eine andere Freiheit des Menschen möglich ist. Warum weichen wir also bei der Presse allein von den Grundsätzen ab, die in unserem ganzen öffentlichen Leben gelten? Oder verbinden wir etwa allen Leuten den Mund, weil sie auch Böses sagen können, fesseln wir allen die Hände, weil ab und zu Einer die Hand zum Stehlen oder zum Morden braucht? Und sollte der Deutsche nicht fähig und würdig sein, einer Freiheit, welche dem Portugiesen und dem Spanier, dem Franzosen und dem Engländer, dem Holländer wie dem Belgier, dem Norwegen wie dem Schweden zu Theil geworden ist? — Im Staatsrath wird gegenwärtig die Sache wegen der unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben verhandelt. Die Lage jenes hohen Collegiums kann man in diesem Fall in doppelter Beziehung kritisch nennen. Denn einmal soll es, wozu es sonst nicht berufen, richterliche Funktionen üben, und dann muß es über den poetischen Werth oder Unwerth der Lieder entscheiden, da Hoffmann seine Qualität als Dichter als Rechtfertigungsgrund vorgebracht hat. Der Staatsrath scheint auf dies Argument eingegangen zu sein, und will Hoffmann nur für diejenigen Gedichte verantwortlich machen, die poetisch ganz werthlos und nichts als gereimte Prosa seien. Gegen diese Entscheidung aber dürfte eine Appellation an jedes andere, künstlerischerliche Urtheil offen stehen. — Ein aus der „*Röln. Zeit.*“ in mehre Tagesblätter übergegangener Correspondenzartikel vom 2. d. M. sucht die bei dem hiesigen Literaten Dr. Mügge vor einigen Monaten polizeilich veranlaßte

Recherche*) als eine unmotivirte, Allerhöchsten Orts gemißbilligte Maßregel in einem Berichte darzustellen, dessen Fassung eine kurze Darstellung des Sachverhältnisses am Orte erscheinen läßt. Schon seit längerer Zeit brachten einige auswärtige deutsche Zeitungen, und vorzugswelche ein süddeutsches Blatt, entstellende und unwahre Correspondenzen aus Berlin, welche namentlich gegen Ende vorigen Jahres eine Reihe abgeschmackter Angaben, schamloser Lügen, frecher Ausfälle und Verunglimpfungen von Regierungsmaßregeln in so unausgesetzter Folge verbreiteten, daß der hämische und methobische Charakter dieser Berichte nicht länger verkannt, und der öffentliche Scandal um so weniger officiell ignorirt werden konnte, als die ungehinderte Fortsetzung solcher verleumderischen Mittheilungen die öffentliche Meinung über die hiesigen Verhältnisse und Zustände, wenigstens im Auslande irre leiten konnte. Eine auf diplomatischem Wege herbeigeführte Anweisung der Censoren jener Blätter zu einer strengeren Controlle preussischer Nachrichten steuerte dem Anzuge nur theilweise, indem dieselbe zwar eine Milderung der gehässigen Urtheile über diesseitige Zustände zur Folge hatte, die Mittheilung unwahrer Thatsachen aber nicht hemmen konnte. Es blieb daher nur übrig, gegen die Verbreiter dieser Angaben selbst einzuschreiten. Bei der unzweifelhaften Tendenz jener Correspondenzartikel, Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierung zu erregen, und in Folge der strafgesetzlichen Bestimmung, nach welcher durch versuchte Aufregung zum Mißvergnügen, durch frechen unehrerbietigen Tadel der Landesgesetze und Anordnungen im Staate, auch abgesehen von dem Erfolge solcher Äußerungen, wie dies Artikel XVI, Nr. 2 des Censur-Edicts vom 18. Okt. 1819 ausdrücklich verordnet, eine Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren verwirkt wird, war die Polizeibehörde zur Anstellung näherer Ermittlungen gegen die Verfasser jener Berichte so befugt als verpflichtet. Da sich in Folge dieser Ermittlungen herausstellte, daß der Dr. Mügge mit jenem süddeutschen Blatte, welches sich durch seine Berichte aus Berlin vorzugswelche bemerklich machte, correspondirte, auch andere Verdachtsgründe auf seine Autorschaft hinwiesen, so erschien eine Durchsicht seiner Papiere unerläßlich. Da jedoch diese Recherche, bei welcher der Dr. Mügge zwar einräumte, jenem süddeutschen Blatte Correspondenzberichte eingesendet zu haben, die Abfassung der ihm im Auszuge vorgelegten entstellenden Artikel aber bestritt, keine direkten Beweise gegen ihn auffinden ließ, so glaubte der Dr. Mügge gegen das stattgefundene Verfahren in einer Beschwerde an den Minister des Innern und der Polizei, so wie

*) Der Herr Correspondent könnte in einem deutschen Blatte wohl deutsch sprechen und Nachsichung statt Recherche sagen.

später in einer Immediatvorstellung remonstriren zu müssen, worauf derselbe auf Befehl des Ministers durch das hiesige Polizei-Präsidium protocollarisch dahin beschieden worden ist, daß die gegen ihn veranlaßte polizeiliche Maßregel in den oben erwähnten Gründen ihre legale Motivirung finde, wonächst ihm zugleich auf die in seiner Beschwerdeschrift enthaltene Versicherung seiner patriotischen Gesinnung so wie auf seine Bemerkung, daß die Aeußerung einer von der herrschenden abweichenden Meinung nicht verwehrt werden könne, vorgehalten wurde: „wie unwürdig und wie wenig mit den Gesinnungen eines wahrhaften Patrioten vereinbar eine Thätigkeit sei, welche überall nur die Schattenseite vaterländischer Zustände und Verfassungs-Verhältnisse einseitig hervorzuheben, jede Unzulänglichkeit oder Unvollkommenheit derselben mit Vorliebe aufzudecken, jeden scheinbaren Anlaß zu Mißvergnügen durch grelle und übertreibende Schilderungen zu steigern, jedes gehässige Gerücht durch die Blätter des Auslandes mit Emsigkeit zu verbreiten suche. Wenn ferner es auch an sich unverwehrt sein müsse, eine der bestehenden Verfassung nicht günstige politische Meinung darzulegen, sobald dieselbe nur in gemessener Form und auf dem Wege ruhig gehaltener Erörterung und wissenschaftlicher Entwicklung geltend gemacht werde, könne es doch keinesweges gestattet werden, in oberflächlichen und in ihrer Zusammenhangslosigkeit das Urtheil des großen Publikums, an das sie sich wenden, irre leitenden Correspondenzartikeln, wider die bestehende Ordnung methodisch zu polemisiren, die Vorgänge und Thatfachen im Dienste einer abweichenden politischen Meinung durch Accommodation, durch einseitige und schiefe Darstellungen zu verbunkeln, die Maßregeln und Absichten der Regierung durch solche unlautere Mittel zu verdächtigen, das Vertrauen zu untergraben und die Gemüther für die eigne Parteidichtung zu bearbeiten.“ Der Dr. Mügge erklärte hierauf, daß ihn diese Vorhaltung nicht treffe, er vielmehr dabei bleiben müsse, keinen gegen die hiesige Verfassung sprechenden Artikel verfaßt zu haben, wonächst demselben, bei dem erwähnten Ausfalle der Statt gehaltenen Recherche, Seitens des hiesigen Polizei-Präsidii in üblicher Weise die Bescheinigung ausgestellt wurde, welche nach §. 130 der Criminal-Ordnung in allen Fällen gewährt werden soll, in denen die Haussuchung keinen Grund zur Einleitung eines Criminal-Verfahrens ergeben hat.

R. 3.

Die Vierteljahrsschrift über Belgien.

Einem sehr trefflichen Artikel von Albert Schott, den die letzte Nummer der deutschen Vierteljahrsschrift enthält, entnehmen wir folgende Stelle: „Die Sprache ist in der ganzen Geschichte der Niederlande von nicht geringer Bedeutung. Einfach sind ihre Verhältnisse in Holland. Die Loslösung von Deutsch-

Land geschah, bevor das Hoch-deutsche an der Hand der Reformation alle nieder-deutschen Mundarten in sich aufgenommen, alle nieder-deutsche Schriftsprache in möglichem Grade gemacht hatte; es war also nur die instinctmäßige Festhaltung eines hergebrachten Zustandes, wenn das Friesische, dem von der ältesten Zeit her die Rechte einer edeln Sprache nicht entzogen worden waren, sich nun als Holländisch fortentwickelte, und das Seine beitrug, um den vereinigten Provinzen etwas zu geben, das ausfah wie Nationalität. Man kann in sofern das Holländische dem Deutschen gegenüberstellen, wie das Portugiesische dem Castilischen. Politisch mag es Werth haben, auf diese Weise einer Mundart das Recht der Schriftsprache zu verschaffen, sie ist aber immer nur durch eine Hintertür in den hohen Rath der europäischen Zungen hereingeschlüpfen, und entbehrt der eigentlichen Weihe, des gottgeborenen Rechtes. Ein anderer deutscher Stamm, der sich politisch ebenfalls von Deutschland sonderte, der alemannische, hat versäumt, diesen Schritt durch Erhebung seiner Mundart zur Schriftsprache zu vollenden. Nun sagt, wenn ich nicht irre, S. Leo: „Holland ist arm in seinem Reichthum, die Schweiz ist reich in ihrer Armuth.“ Bedenkt man, wie dürftig die holländische Literatur durch jenen Versuch einer eignen Haushaltung geblieben ist, wie sie mit ihrer herrlich reinbewahrten, sorgsam ausgebildeten Sprache doch nichts anzufangen weiß, und wie dagegen die Schweiz ohne einen solchen Privatbesitz doch durch das gerettete geistige Band die reiche Quelle der deutschen Bildung sich offen erhalten hat; so darf man nicht fragen, wo der glücklichere Wurf gefallen sei. Die Holländer selbst fangen an; blick ein-zusehen, aber auch, daß solche Fehltritte schwer oder gar nicht gut zu machen sind.

Völlig verschieden ist das Schicksal der nieder-deutschen Mundart in Belgien. Wenn gleich die Mehrzahl der sogenannten Belgier gute flämische Germanen sind, nämlich 2 1/2 Millionen gegen 1 1/2 Millionen Waesen, so ist doch das germanische Wesen gegen das Romanische seit langer Zeit im Nachtheil, ungefähr wie in Böhmen das Slawische gegenüber dem Deutschen. In Belgien wie in Böhmen hat die herrschende Volkssprache das Unglück, von dem Mittelpunkte, wo ihre veredelte Schwester gebietet, weit entfernt und politisch geschieden zu sein, dagegen ziemlich nah gerückt dem glänzenderen Kreis einer fremden Sprache. Wie am Saume von Böhmen gegen Deutschland hin das Deutsche sogar als Volksmundart herrscht, so am Saume von Belgien das Französische; wie in der Hauptstadt und bei den höheren Ständen Böhmens die Sprache von Wien, so in Brüssel und im Umgang gebildeter Belgier die Sprache von Paris. Dieses Verhältniß ist so alt, als die Herrschaft des burgundischen Hauses; was konnte deutsche Kunst und Sitte bieten, gegenüber diesem glänzenden Hof, in jener Zeit dem ersten Europa's an Pracht und feiner Sittlichkeit. So lang Oesterreich regierte, hielt sich die Opposition dieser unruhigen Provinzen natürlich an französische Ideen und französische Sprache;

während der französischen Herrschaft wurde das Flämische hervorgehoben. Mit dem Anfang der holländischen Herrschaft wandte die Opposition ihr Herz wieder zu Frankreich, denn mit seiner Hilfe hofften die opponirenden Parteien zu siegen, die priesterliche durch den Hof, die liberale durch die Propaganda, daher wurde seit 1815 weit eifriger Französisch gelernt als während des Kaiserreichs: es handelte sich darum, die natürliche Vereinigung der Flämänder mit Holland zu hintertreiben, wodurch in dem vereinigten Königreich 5 Millionen germanischer Bewohner den 1 1/2 Millionen romanischer gegenübergetreten wären, und der französische Einfluss eine vollkommene Niederlage erlitten hätte.

Dem neuen belgischen Staate lag zunächst ob, sich eine Nationalität zu schaffen. Vor Allem galt das Bemühen hier abermals der Sprache. Die Verhältnisse nahmen wieder an die Schweiz: wie in dieser laufen auch hier zwei scharfgeschiedene Nationalitäten mitten durch den Kreis einer angeblichen Nationalität, und keine ist fähig, den Sieg zu erlangen. Wie soll man dem Belgier rathe, bei sein Land liebt, und ernstlich damit umgeht, ihm aus dieser Noth zu helfen? Drei Auswege sind denkbar: entweder man giebt sich ganz dem französischen Einflusse hin, oder man schließt sich an einen der germanischen Nachbarn (Deutschland, Holland) an, oder man bildet eine der einheimischen Mundarten aus. Dies steht hat vornehmlich die erste Ansicht gegolten. Da der belgische Staat durch eine Revolution von Pariser Schrot und Korn entstanden ist, und kein Wesen die Umstände seiner Entstehung verleugnet, so ist das Französische Staatsprache geworden. Traurig für die Flämänder! Wenn flämische Bauern französische Aktenstücke unterschreiben müssen, die sie nicht verstehen, Strafen fragen müssen, die sie nicht vorhersehen konnten; wenn die Gerichtshöfe, auch wo Kläger, Beklagte und Zeugen nur flämisch reden, französisch verhandeln; wenn Bürgermeister kleiner Städte sich Dolmetscher halten müssen, wenn im Heer wie in der Verwaltung und der Schule das Französische theils allein, theils vorzugsweise gilt; wenn deshalb die Regierung Lieber Wallonen anstellt; wenn ein Theil des Volks und noch dazu der größere, sel's auch mit Uebertreibung, sich sagen muß, seine Sprache sei die Sprache der Slaven — was anders kann da die Folge sein als Eifersucht, Haß und Argwohn! Das ist keine Lust, worin Patriotismus gebelzt, das Volk, dem man seine Sprache verachtet, das um seiner Sprache willen von natürlichen Rechten ausgeschlossen ist, hat nicht minder Ursache zum Jovn als eins, dem man seinen Glauben anfastet, in der Sprache wie in den Lehrlagen der Religion liegen die Eigthümer des innern Menschen verwahrt, oft unverstanden, unbenutzt, aber immer verehrt. Dazu kommt, daß die Herrschaft der Sprache und Sitte Frankreichs der politischen Herrschaft desselben den Weg bahnen kann, eine Befürchtung, die den Belgiern sehr nahe liegt.

Die Anschließung an deutsche Nationalität und Sprache hat in bisheriger Vorgängen zu wenig Begründung, müßte zu künstlich hervorgerufen werden, und selbst sie auch für die Selbstständigkeit des Staates weniger Bedenkliches hätte, so wäre doch eben damit ein Geständniß abgelegt, daß an eine eigne Nationalität nicht zu denken sei. Derselbe Fall wäre mit einer Anschließung an das nord-niederländische Sprachganze, um so mehr, da Staaten wie Einzelne ungern zugestehen, daß sie Fehlgriffe gethan haben.

Von Planen, das Wallonische emporzubringen, verlautet nichts, wohl darum, weil es trotz seiner Eigenthümlichkeit immer unterdrückt gewesen ist, und neben der übermüthigen Französischen Schwester nur die Rolle der Aschenpudel spielt. Es ist noch das Flämische übrig. Von allem, was hinsichtlich der Sprache in Belgien geschieht, hat Nichts so frisches Leben: hier geht eine Saat für die Zukunft auf. Die Bemühungen der Flämänder für ihre mißhandelte Mundart sind im besten Zuge, da eben so sehr die Männer des Lebens, die Gemeindevorsteher und Provinzialräthe, als die Männer der Wissenschaft, Dichter und Gelehrte, ernstlich darauf hinarbeiten, die Sprache der Väter wieder zu Ehren zu bringen; jene indem sie ihr den Eintritt in die Säle der amtlichen Verhandlungen öffnen, diese indem sie sie durch schriftlichen Gebrauch veredeln, flämische Bücher in die Hände des Volkes bringen, die Thaten und Geisteserzeugnisse der Vorzeit wieder ans Licht ziehen, und so den Bemühungen der Gegenwart einen Achtung gebietenden Hintergrund geben.

Man kann sich im Namen der Menschheit freuen, wenn ein Volk aus fremdem Bann zur eignen Natur und Geschichte zurückkehrt, aber für Belgien als Staat und feinwollende Nation ist darin wenig Trost, denn die Flämänder sind doch nur eine Partei, und ihr Eifer wird einen entgegengesetzten wecken; der Zwist greift ins innerste Lebensmark und keine Versöhnung ist möglich. Ein Staat aber, der darauf angewiesen ist, seine Bahn in solchem Widerspruch mit den Gesetzen der Natur zu verfolgen, darf keine Dauer, wenigstens kein Gedeihen hoffen. Wenn um ihn her die Verhältnisse sich nach natürlichen Gesetzen ordnen, so wird er damit enden, daß seine Romanen und seine Germanen jeder Theil dem natürlichen Mittelpunkte zufällt. Gerne nennen ja die Flämänder ihre Mundart *de nederduitsche taalk*, und der natürliche Zusammenhang mit dem deutschen Norden ist so eng, daß süßliche Schiffer ihre Geschäfte zu Antwerpen von jeher ohne Dolmetscher abgethan haben, daß ein Fläming mit seiner Sprache bis nach Danzig hinaufreicht.